

Dienstag

Verantwortlicher Herausgeber: Wilhelm Friedrich.

24. November.

Inhalt.

Ueber Volkssassen. (Fortsetzung.)

Zur Unterhaltung und Literatur: Das Taustuch. (Fortsetzung.) —
Tabo der Peide. 19. (Fortsetzung.) — Buntel. — Haben die so-
genannten Mondwechsel oder Mondphasen Einfluß auf die Veränderung
des Wetters? — Städtisches.

Bekanntmachungen und Anzeigen. — Geld-Kours.

Ueber Volkssassen.

Fortsetzung.

Entrüstung muß Jeden ergreifen, der hört und liest, wie zur Zeit, wo die Ernte im Allgemeinen gut, wenigstens nicht schlecht ausgefallen ist, wie da so großartig der Kornwucher, im Bürger- und Bauerngewand, auftaucht und sein Unwesen treibt, und daß er es treiben kann; mit Entsetzen müssen wir daran denken, daß, wird dem nicht gesteuert, das für viele tausend Menschen fast ausschließliche Nahrungsmittel, wobei noch das liebe Vieh, zum großen Theil ein wesentlicher Nahrungsbestandtheil für die Wohlhabenden und Reichen, als gefräßiger Tischgenosse des Armen auftritt, wie dieses Universal-Nahrungsmittel auch dieses Jahr, und vielleicht die folgenden Jahre, wieder nicht geräth, und da und dort, früher oder später, seine sich glücklich fühlenden Besitzer wieder so schrecklich zu täuschen droht! Wir haben in dem letzten Jahrzehnt schon aus verschiedenen Gegenden den furchtbaren Schrei nach Brod, die flehentliche Bitte um Befreiung von — Hungersnoth gehört, lassen wir uns denn endlich mehr thun, als nur auf augenblickliche Abhilfe denken, nur den dringenden Mangel, das furchtbare und sichtbare Elend beseitigen. Es bedarf wahrlich nur geringer Opfer, ja geringerer, als Ihr schonbracht und anders bringen müßt, und Ihr werdet doch damit nachhaltiger wirken, als durch Almosen und Geschenke, und wenn sie von Großmüthigen auch ferner immer noch so reichlich dargebracht werden! Glauben wir aber nicht, da können nur die Reichen und Mächtigen, da müssen allein Fürsten und Regierungen helfen; nein, auch Die, welche nicht anders als nur wohlhabend zu nennen, ja, welche sogar nur wenig bemittelt sind, Alle können und müssen mitwirken, nur den Armen und Nothleidenden lassen wir befreit! Und was ist denn nöthig, welche Opfer müssen denn gebracht werden, wie groß müssen sie denn sein, um so Großes, so viel zu vollbringen?! Die Antwort auf diese Frage kann man entnehmen aus einer kleinen, eben erschienenen Broschüre unter dem Titel: Vorläufer eines Briefwechsels zwischen Gönnern, Freunden und Angehörigen des Handwerkerstandes, da ist diese Frage ausführlicher und mehrseitig beantwortet; wir wollen aber nur eine Antwort und ohne deren Erörterung hierher ziehen, die: wir brauchen nur eine Reihe von 1 bis 25 Jahren Beträge von ein, 3, 5, 10 oder 100 Mal 5 fl. (3 Nbrl.), je nach unseren Kräften (nicht einmal auf ein Mal, sondern in mehreren Terminen), unverzinslich darzuleihen, oder was dasselbe ist, wir machen solche Vermächtnisse zum Zweck der Gründung oder Erweiterung von Kredit- und Unterstützungskassen für Bürger und Handwerker (Meister), von großen, allgemeinen Spar- und Kreditkassen, unter anderen gewissen Bedingungen, namentlich auch unter der, daß wir 25 Jahre lang 4 Prozent von dem Stiftungskapital beziehen, und zwar auf ein Mal, wie uns das Loos trifft, in einem, 10 oder erst in 20, allerlängstens in 25 oder 30 Jahren.

Man mag die Einlage nun ansehen, wie man will, entweder als Vermächtniß unter Vorbehalt des Zinsbezugs für längstens 25 Jahre, oder als unverzinsliches Darlehen, das nach längstens 25, resp. 30 Jahren zurückgezahlt werden muß, man erhält eben seine Einlage wieder und ist dabei doch wirklich Begründer

und Mitstifter solcher Kassen, und wird als solcher anerkannt und angesehen; durch Abdruck und Verbreitung der desfallsigen Unterzeichnungslisten kann diese Anerkennung noch eine größere Bedeutung, aber auch eine weitere Wirksamkeit gewinnen, indem sie Beispiele aufstellt, Leute aufzählt, welche Nachahmung verdienen! Abgesehen davon, und daß die Einlagen ersetzt werden, können und werden aber diese Darlehen auch noch andere Zinsen tragen! Können wir uns Kartoffeln, Brod und Fleisch, auch Holz und Feuerungsmaterial, ohne irgend ein Gewerbe in seinem ehrlichen, ihm gebührenden Verdienste zu beeinträchtigen, oder gewissenhafte Kaufleute in ihren, nicht allein von der Gewinnsucht veranlaßten, ehrenwerthen Bestrebungen und Bemühungen hemmen oder verdächtigen zu wollen, zu den früheren, billigeren Preisen herstellen, als sie bisher Wucherer und herzlose Spekulantien lieferten, ja sicher und gewiß macht sich die Darlehen in jeder Familie, wie für jeden Einzelnen, mehrmals und früher bezahlt, ja trägt Wucherszinsen — vielleicht sogar eben so große als die, eine so kostspielige Vor- und Einrichtung erfordernde Gasbeleuchtung? — und das ehe noch einmal jener sichere Ersatz erfolgt, und noch lange nachher, nachdem dieser schon erfolgt ist, und dann, wir machen die Getreide- und Geldwucherer unschädlich, während wir doch unblutig zu Werke gehen, und uns noch, wie oben angedeutet, ein Gefühl in die Brust schaffen, welches mehr werth ist, als — 5, 6, 10 und mehr Prozent Zinsen von fl. 5 — und mehr!

Lasset uns wohl Fürsten, Behörden und Landstände bitten, um zollfreien Eingang von Mehl und Getreide, um Verordnungen, strenge Gesetze gegen Korn- und Geldwucher, aber nicht behelligen mit Bittschriften um Gelder, um Fonds, die doch wieder von Euch verlangt würden, mit Klagen oder gar mit Vorwürfen, verzweifelt auch nicht an der Vorsetzung und klagt nicht diese und jene an, verlangt, Kopf Herz und Hände müßig, nicht allein von Oben Hülfe, wo Ihr sie Euch selber, hier unten, unter und durch Euch, verschaffen könnt! Wozu solcher zeitraubender und kostspieliger Umwege? es drohet da und dort wahrhaft Gefahr auf dem Verzug! Drum frisch und rasch an's Werk! — Wo sich väterlich mildgesinnte Regierungen, wo Volksvertreter, welche ihren Beruf nach allen Seiten hin zu erfüllen streben, sich ihrer armen Mitbrüder, die in Noth sind, und Derer, denen Noth drohet, annehmen, wo man auf beiden Seiten über die barmherzigen Schwestern nicht vergißt, auch Barmherzigkeit zu üben, wo man nicht allein für die geistigen Güter, für das Heil der Seelen sorgt, sondern auch an die Befriedigung der Bedürfnisse des Leibes ernstlich denkt, gut, da wollen wir es mit aufrichtigem Dank erkennen, doch solche Regierungen und Landstände nicht Alles allein thun lassen, sondern kräftig mitwirken, und dabei theilhaben, um so die ächt väterlichen und ächt brüderlichen Bemühungen werththätig zu unterstützen, und uns dadurch namentlich auch Ansprüche zu erwerben zur Benützung solcher Kassen! Es können diese nicht und nie zu groß werden! ebensowenig wie die so viel Heil und Segen bringenden Lebensversicherungsbanken, die verschiedensterlei soliden Affekuranzen, die mancherlei Sparkassen und Rentenanstalten zu viel benützt werden können! Da aber, wo Behörden Anderes zu thun haben, als an die dringenden materiellen Bedürfnisse ihrer Regierten zu denken, wo die Volksvertreter nicht in Allem das sind, was sie sein sollen, oder es nicht sein dürfen, dort helfst Euch selber, geht zusammen zu Rathe, wie ist der drohenden Noth, der natürlichen und künstlichen, allen Ständen fühlbaren Theuerung für alle Zeiten, wie ist dem Wucher überhaupt vorzubeugen?!

Seht, ihr Reichen und Großen aus den höchsten Ständen, wie man ohne große Umschweife und bald dem einen Feinde, dem Geldwucher gegen Bürger und Handwerker, in

Oesterreich entgegentritt und Euch außen ein Beispiel gibt! Waren uns im Frühjahr 1843 bei der drohenden Hungersnoth im Erzgebirge die Oesterreicher ein Vorbild im raschen Willen und kräftigen Wirken, so geschieht auch jetzt, nach erfreulichen Zeitungsberichten aus Wien, gerade wieder in Oesterreich die Anregung zur Gründung von Kreditkassen für den Bürger- und Handwerkerstand. Dort haben aber auch die Reichen aus den höchsten Ständen ein warmes Herz und hülfreiche Hand für die Mittel-, für die ärmeren Klassen; hier außen ist das nicht allwärts in dem erwünschten Grade der Fall, hier sind die Angesehenen und Reichen aus den höchsten Ständen, wie aus dem Volke, nicht so weichherzig und gutmüthig! Diogenes getraute sich seiner Zeit mit einer gewöhnlichen Laterne Menschen zu finden, jetzt würde es ihm kaum mit einer Pechsfackel in der Hand gelingen. Dort in Oesterreich nehmen Barone und Grafen (wir meinen nicht die polnischen in Gallizien) einen Antheil an der Noth und dem Elende der bekannten und unbekannten Armen; Fürsten suchen persönlich in Hütten und Winkeln Hunger und Kummer auf, um ihn zu stillen; weltliche und geistliche Herren helfen mit Mühe, Eifer und Aufopferung mancherlei Art neue Erwerbsquellen aufsuchen und unterhalten, unterstützen sie in vielfacher Weise, während man in manchen andern Ländern vor Worten und Beten, vor Zählen und Sichten der Schafe und Böcke — man hüte sich dem Herrn aller Herren, dem ewigen Richter vorzugreifen, es ist eine Todsünde der armen Erdenmenschen wider den heiligen Geist! „Richtet nicht, so werdet Ihr auch nicht gerichtet!“ — während man also da und dort vor Worten oder Beten nicht zu Thaten kommen kann!

Ihr dürft, vielleicht schöne, leckere Dissen aufzählende Speisezetteln noch in der Hand, nicht mit offenem Munde und müßig zuwarten, bis für Euch und Euere Armen die gebrauchten Tauben oder auch nur gesunde und genießbare Erdäpfel geflogen kommen; nein, unterlassen wir bei dieser hochwichtigen Angelegenheit (für viele, viele Tausende eine Lebensfrage) einmal den gewöhnlichen Gang, steuern wir direkt aufs Ziel, verfehlen wir nur den rechten Weg, die gesegnete Straße nicht, dann werdet Ihr, dann werden wir bald und sicher vollbringen, was uns Allen Noth, so sehr Noth thut. Vor Allem schaffen wir denn Geld!

„Geld regiert die Welt!“

Fonds, Kreditkassen, Volkskassen, sowohl zur Abwehrung des Wuchers in Getreide aller Art — wir wollen und müssen in und durch Deutschland, Ungarn und Amerika, durch Mitwirkung unserer Brüder hier und drüben, den Korowuchern in jedem Kleid das Handwerk legen — dann aber auch zur Bewahrung des Mittel-, und Handwerkerstandes, des unbemittelten und des noch bemittelten Bürgers, vor den Geldwuchern jeder Religion und jeder Konfession!

„Geld regiert die Welt!“

Was können wir für uns, unsere Mitbrüder, unsere Nachkommen, was können wir im Innern und nach Außen, was können Fürsten und Obrigkeiten durch solche von und durch uns gebildeten Kassen, was können wir aus solchen uns gehörenden und von uns verwalteten Kassen, wenn sie recht groß werden und anwachsen, und sich auch in anderen Ständen einen unzweifelhaften Kredit verschafft haben, — nach 25 Jahren werden sie das sicher, da sie bis dorthin frei sind von Zinslast (auf das erste Stiftungskapital), ein reines, freies Eigenthum haben, — was für unberechenbaren, nachhaltigen Nutzen können wir aus ihnen ziehen? Jedes Land, jedes Volk kann sich so nach und nach, aber auch seine Fürsten, frei machen von den drückenden und theuern Fesseln eines Hauses, von Leuten, welche die öffentliche Meinung, die allgemeine Stimme kurzweg damit bezeichnet, daß sie allein Krieg und Frieden machen können!? und womit? was hat dieses Haus, und zwar in so unglaublich kurzer Zeit, so erhoben, so reich und mächtig gemacht? was vergrößert und vermehrt seine Macht und seinen Reichtum, seine beweglichen und unbeweglichen (! — ?) Güter in Deutschland und Frankreich, in Oesterreich und Italien, in England, ja in ganz Europa und weiter? — Das Geld und der Verdienst von Reichen und Armen aller Länder! Doch Ehre, dem Ehre

gebührt! Achtung, Hochachtung, ja Verehrung, wer sie sich so verdient! Wir kleinen Leute wollen nicht mit mißgünstigen, hämischen Blicken das Haus betrachten, wir müssen staunen vor solcher Geistesgröße, die sich eine größere und längere Herrschaft gesichert hat, als selbst Napoleon hatte! und um so mehr, da der Stifter des Hauses, der Mann, der den Grund dazu gelegt hat, ein kleiner, armer Mann, ein Mann aus dem Volke war! ist aber nicht gerade das ein Beispiel, kann uns Allen dieser Mann nicht ein Muster sein, als Vorbild dienen? und können wir nicht hoffen auch mit Wenigem, Anfangs mit kleinen Beträgen, mit geringen Mitteln Viel und Großes auszurichten? Erstehen in allen Ständen von nur einiger Bedeutung solche Kassen, oder dann in Gegenden Zentralkassen, lassen wir jede für sich bestehen, doch auch ein Band Allen und um Alle, man wird bald, vielleicht nach einigen Jahren schon, auf Summen kommen, die größer sind, als die waren, womit jenes unvergleichliche Haus seine großartige Wirksamkeit begann!

Verdient aber dieses Haus solche Anerkennung, Ehre und Ruhm, was verdienen Diejenigen, welche eine solche Geldmacht gründen und erweitern halfen und helfen, und sich und Andere unter dem Szepter eines „Geld-Königs“ beugen und knechten lassen? Beispiele erläutern, hat dieser König nicht viel Ähnlichkeit mit dem in der Fabel, mit dem König der Frösche? — Es getraut sich ja fast Niemand mehr sein Geld selber zu bewahren und zu verwalten, nein, mit Summen von 25 fl. — 50 fl. — 100 fl. — 1000 fl. — ja mit 20 Millionen Franken für 25, 30, 50 Jahre, wohl für ewig? mit hohen und niederen, sogar ohne Zinsen, schätzte und schätzt man sich noch glücklich, wenn nur jenes Haus, — lange Zeit fast ausschließlich, — die Bewachung und Verwaltung übernehmen wollte, besorgte und besorgt! (Fortf. f.)

Bur Unterhaltung und Literatur.

Das Taustuch.

Fortsetzung.

Es war am Vorabend der großen Expedition nach Rußland, und Ersatzmänner waren schwer zu haben, so daß, hätten Bernhards Verwandte das nöthige Geld dafür bezahlt, sie vielleicht ruiniert gewesen wären, da sie arme, sehr arme Pächter in der Nachbarschaft von Florennes waren. So mochte er vielleicht Recht haben, zu widerstehen, und mit dem Tornister fortzumarschiren, wie die Anderen. Ich dachte damals nicht so, so wenig wie mein Vater, der fast so traurig war, wie ich selber, den jungen Mann fortgehen zu sehen. Nun war er sehr mißvergnügt, als er zu bemerken glaubte, daß Bernhard Neigung zum militärischen Leben hatte; denn während der drei Tage, die zwischen dem Ziehen und Fortmarschiren der Kontributanten liegen, wo die jungen Burken mit der Trommel und mit Rotarden auf ihren Mägen durch den ganzen Ort und die ganze Nachbarschaft zu ziehen pflegen, war Bernhard der lauteste von Allen. Ah! er wollte nicht, daß man sehe, welchen Kummer es ihm machte, von Florennes fortzugehen.

Diese drei Tage waren schrecklich für mich. Bernhard hatte mir nie von seiner Liebe gesprochen, — denn ich war reich und er war arm; aber ich wußte sehr wohl, wie es ihm um's Herz war, und noch besser wußte ich, wie es mit mir stand. Ich konnte die Thränen nicht zurückhalten, die über meine Backen liefen, als ich mich bemühte, mit meiner Mutter altem Spinnrad mich zu beschäftigen; und mein Vater schien so traurig, als er mich weinen sah, daß ich nicht anders als hoffen konnte, er werde etwas für Bernhard thun und ihn nicht gehen lassen. Aber mein Vater war stolz, und erwartete, das Bernhard ihn darum bitten oder mindestens zuerst davon reden solle. Er verließ das Haus nicht während dieser drei Tage, obgleich seine Gegenwart auf dem Gute nicht nöthig war; aber er war immer nahe der Thür und sah hinaus, wenn die Kontributanten sich näherten, und als nach dem dritten Tage die jungen Leute zum letzten Male vorbeimarschirten, warf er sie voller Wuth zu, und als nun die Trommeln und Pfeifen immer schwächer zu hören waren, sah er mich an mit furchtbarer Hartnäckigkeit,

die sagen wollten: — Ich habe geschworen, daß Du nie das Weib eines Soldaten werden sollst, und ich werde mein Wort halten!

Ich verstand so wohl seine Meinung, daß ich auf meinem Stuhl zurücksaß, unfähig ein Wort hervorzubringen. Es schien, daß ich in diesem Augenblicke sogar vergaß, daß Bernhard sein Geburtsland verließ, um Gefahren, vielleicht dem Tode entgegen zu gehen. — Alles, was ich die Kraft hatte zu verstehen, war, daß mein Vater geschworen hatte, mich nie das Weib eines Soldaten werden zu lassen.

Von diesem Tage an schien eine Art Feindschaft zwischen mir und meinem Vater zu entstehen. Er hatte stets irgend ein Heirathsprojekt für mich, das ich stets verwarf; und obgleich er sehr wohl wußte, daß Bernhard meine ganze Glückseligkeit ausmachte, that er doch Alles, um zu verhindern, daß ich Nachrichten von der großen Armee empfang. Er verbot mir allen Umgang mit Bernhards Familie, und ging zuletzt sogar so weit, mir zu verbieten, das Gut zu verlassen, damit ich ihnen nicht durch irgend einen Zufall begegnete. Der Himmel weiß, ich hatte wenig Neigung auszugehen. — Meine Sorgen, mein Spinnrad und die Kammecke waren die einzigen Gegenstände meiner Aufmerksamkeit.

Mein Vater fing an davon zu sprechen, daß er sich wieder verheirathen würde, falls ich mein Betragen nicht änderte; sein Haus wäre jetzt schlimmer als ein Gefängniß. Seinen Reden Nachdruck zu geben, ging er Abend für Abend in das Haus meiner Pathe, der Wittve von Hans dem Müller, und ganz Florennes behauptete, daß er sie heirathen würde. Ich glaubte es niemals, bis er mich zu seiner Hochzeit einlud; da fühlte ich freilich, wie thöricht ich gewesen und was es hieß, eine Stiefmutter haben. Die neue Madame Regenhort hatte sechs erwachsene Kinder, von denen vier sogleich auf unser Gut kamen; und seitdem wurde mir das Leben zur Last.

Gertrud und Marie, meine guten Freundinnen, als wir Kinder waren, neckten mich jetzt unaufhörlich mit meiner Liebe zu einem Kontribuirten. Meinem Vater zu gefallen, verachteten sie meine Neigung zu Bernhard, als ob die durch solch' albernes Benehmen aus meinem Herzen hätte ausgerottet werden können! — Ein Jahr ging so vorüber — ein trauervolles! nicht sowohl, weil die Hand meiner Stiefmutter schwer auf mir lag, als vielmehr der immer schlechteren und schlechteren Nachrichten halber, die von der großen Armee kamen. Endlich kam der große Schlag. Napoleon war besiegt, um sich nie wieder zu erheben; und nun zitterte ich zu hören, daß Bernhard unter den Opfern sei, die schon seinem schrankenlosen Ehrgeize gefallen waren. Der Frühling von 1814 ging vorüber, ohne daß ich ein Wort hörte, dem ich hätte trauen dürfen; aber an einem Sommermorgen, als ich aus der Kirche kam, zupfte mich ein Kind am Kleide und flüsterte mir im Auftrage von Bernhards Mutter zu, daß ihr Sohn binnen Kurzem in Florennes sein würde! — Ich hatte einen Thaler in der Hand, ihn den Armen zu opfern, wie ich seit den Tagen meines Kammers immer zu thun pflegte; aber jetzt drückte ich ihn in die Hand des Kindes. Ich fiel nieder auf meine Kniee und dankte Gott in seinem heiligen Hause. Er lebte — und das war genug. Ihn wiedersehen, bald wiedersehen zu sollen schien mir fast zu viel! —

Dieser Tag sollte nicht vorübergehen, ohne über das größte Glück und das größte Elend meines Lebens zu entscheiden. Bernhard kam selbst auf das Gut, — nicht mehr ein lachender Bursche, sondern ein ernst blickender, bestimmt auftretender Soldat. Mein Vater reichte ihm die Hand, als er eintrat, das war mehr, als ich erwartet hatte; er saß aufmerksam zuhörend, mit abwechselnder Farbe und glänzenden Augen, als Bernhard ihm nun alle die Schrecken erzählte, die er durchlebte, — von der brennenden Stadt, den vor Frost erstarrten Truppen, die Mezeleien, von ihrer Verzweiflung. Er bot ihm selbst einen Becher Weins, und ich hoffte, wieder das alte, gute Benehmen zwischen ihnen eintreten zu sehen. Trudchen und Marie zeigten einander mit spöttischer Miene das Roth des Entzückens, das auf meinen Wangen brannte. Als aber Bernhard Abschied nahm, sprach mein Vater zu ihm folgende Worte: „Ihr und ich, mein Bursche, müssen uns einander wohl verstehen. Wenn Ihr hierherkommt als ein Nachbarssohn, den

ich in früheren Zeiten wohl leiden möchte, mein Bier zu kosten und über die sonderbaren Begebenheiten der Zeiten zu schwärmen, so seid Ihr mir herzlich willkommen. Habt Ihr aber andere Dinge im Kopfe, und laßt Euch wohl gar einfallen, Eure alte Jacke mit Minna's Aussteuer flicken zu wollen, so seid Ihr gewaltig irre und es ist aus mit uns. Ihr habt tausendmal gehört, daß ich mein Mädchen niemals einem Soldaten geben würde. Ihr müßt das wohl bedacht haben, als Ihr Euch weigertet, Euren alten Vater nach Charleroi gehen zu lassen, und da sein Gütchen zu verkaufen, um einen Ersatzmann für Euch stellen zu können. Ich weiß! Ich weiß! Ihr wolltet Eure Familie nicht ruiniren. Mag's recht sein! Ihr bewieft aber dadurch, daß Ihr Euren Vater, Eure Mutter und Eure Großmutter mehr liebtet, als Minna, die Euch doch mehr liebt, als Alles.

Versteht mich wohl, Freund Bernhard, mein Mädchen ist nicht für Euch! Die Zeit, seht Ihr, hat hier manches verändert; und wäre sie doch geneigt, gegen meinen väterlichen Befehl Euch Ihr Ohr zu leihen, so würde ich sie ohne einen Groschen wegschicken und mein Besitztum meines Weibes beiden Dirnen, Gertrud und Marie, verschreiben, die ich eben auch nicht besser leiden kann, wie ich Ihnen nur sagen will, um des Triumphs willen, den sie da auf Kosten meiner Tochter feiern.“

Madame Regenhort wollte ihre Töchter vertheidigen; aber mein Vater sprach nur mit Bernhard.

„Es ist ein Handel, mein Bursche,“ sagte er. „Verzichtet Ihr ganz und gar auf Minna?“

„Das thu' ich nicht,“ erwiderte Bernhard mit Festigkeit. „Ihr sagt, die Zeiten hätten sich hier geändert, so ist es; doch Minna ist zum Weibe gereift und kann selbst urtheilen. Ihr Haus ist nicht, was es war; vielleicht wünscht sie es zu vertauschen mit einem anderen, und wäre es selbst so arm als meins. Hier vor Euren Angesichte biete ich ihr mein Herz und meine Hand, und ein herzliches Willkommen meiner Familie. Hätte ich mehr, so weiß sie, würde es ihre sein.“

„Ihr wagt's?“ — fuhr mein Vater auf, mit bligenden Augen.

„Ich wagt's!“ war Bernhards ruhige Antwort. „Ich habe für mein Vaterland gekämpft. Meine Wunden und Leiden geben mir das Recht, als ein Mann zu sprechen und als ein Mann Antwort zu verlangen. Aber sie muß von ihr kommen. Minna!“ fuhr er fort, sich zu mir wendend, „ich habe Dich fünf lange Jahre tren geliebt. Willst Du mein sein?“

„Nicht gegen meines Vaters Wunsch,“ stammelte ich, nicht wagend, ihm in's Gesicht zu sehen.

„Wunsch?“ — schrie heftig der alte Mann. „Ist das Dein elend Wort? — Ich sage Dir, Mädchen, wenn Du diesen Mann heirathest oder irgend einen, der solchen Noth trägt, so soll mein Fluch ewig auf Dir lasten, auf Dir, auf Deinen Kindern und Kindeskindern.“

Ich weiß nicht, was folgte. Als ich wieder zur Besinnung kam, lag ich zu Bett und mein Vater war bei mir. „Bernhard ist gegangen,“ sagte er mit rauher Stimme, als er mir gute Nacht wünschte, „Bernhard hat das Haus verlassen; — er würde gut thun, das Dorf auch zu verlassen, denn Du darfst ihn nicht mehr sehen.“

Aber er ging nicht; er hatte zwei Monate Urlaub, und er brachte sie bei seinen Verwandten zu.

Meine Stiefmutter und ihre Kinder sorgten dafür, daß mein Vater täglich und stündlich von seinem Ansenthalte zu Florennes hörte; und des alten Mannes Zorn wurde durch andere Beleidigungen noch mehr gegen ihn gereizt; denn Bernhard, gleich allen Soldaten des Kaisers, war sehr für die französische Herrschaft, und wünschte, daß, wenn Belgien nicht ein unabhängiges Reich werden sollte, es doch unter den Gesetzen bleiben möge, unter denen es so sehr geblüht; während mein Vater, der bei der ersten Nachricht von der Rückkehr des Statthalters in seine Besitzungen die Flügel geschwungen hatte, sein Entzücken nicht zurückhalten konnte, als er hörte, daß im Nachener Kongreß Belgien Holland einverleibt sei. In seiner Freude, den Statthalter König werden zu sehen, und seine geliebte Prinzessin, die mir den Namen gegeben, eine Königin, vergaß er ganz und gar die Ehre seines Vaterlandes. Dies

ohne Zweifel verschlimmerte sehr den Streit zwischen ihm und Bernhard; das ganze Dorf nahm Partei für den Einen und den Andern. Meine Stiefmutter überhäufte mich mit Vorwürfen; ihre Kinder gönnten mir nicht einen Augenblick Ruhe. Ich war sehr, sehr unglücklich.

Mitten in all' diesem bestimmte mein Vater, gleichsam um sich zu rächen, daß ich mich mit dem Sohne Klartsch's, des Schmieds, verheirathen sollte, einem Menschen, den er früher nicht für würdig erachtet haben würde, in meiner Gegenwart zu erscheinen. Es war ein grober, dummer Tölpel; einer von denen, deren Anblick ich nicht ertragen konnte. Bernhards Urlaub war fast zu Ende, als Madame Regenhart auf diese Art mich fast zur Verzweiflung trieb. Ich fühlte, war er gegangen, so hatte ich keinen Schutz mehr vor der Heftigkeit meines Vaters, — ich würde dem Interesse Gertruds und Mariens geopfert werden; und, da ich jetzt mündig geworden, nahm ich Bernhards großmüthiges Anerbieten an, als er mir einst wieder ein liebendes Herz und ein friedliches Haus antrug. Ich verließ meines Vaters Dach, — jetzt eine Hölle für mich.

Ich verließ Florennes, meinen Geburtsort, das Grab meiner Mutter; und mit Thränen im Auge und Schrecken im Herzen ward ich Bernhards Weib.

„Bei mir zu Lande,“ unterbrach ich sie, herzlich sie bemitleidend, „sind solche Verhältnisse nicht ungewöhnlich.“

„In unserm sind sie's, — Gott sei Dank, sind sie's,“ antwortete sie; „denn, als ich selbst Mutter ward, fühlte ich, wie herzbrechend der Ungehorsam eines Kindes sein muß. In unserm, Herr, ist kindliche Liebe die erste der Pflichten. Man lehrt uns, das Alter stets zu ehren; aber in unsern Eltern mit Furcht, Demuth und Unterwerfung. Ein pflichtvergessenes Kind ist hier ein Auswurf: und, Ihr seht, ich bin ein Auswurf. — Meines Vaters Fluch verfolgt mich, — verfolgt diesen Knaben!“

Und wieder schluchzte sie im tiefsten Kummer.

Also, Herr, ich folgte meinem Manne zu seinem Regiment, mit seinem Regiment. Es war eins von denen, die Napoleon immer ausgezeichnet, und sie seine braven Belgier genannt, und mein Bernhard war unter ihnen als einer der bravsten bekannt. Er war einquartiert an einem hübschen, glücklichen Ort, — der Stadt Haag an der Maas, wo eine große Zitadelle bereits im Bau begriffen war. Mein armer Bernhard sah jeden Stein, der gelegt ward, mit bösem Auge an. „Es ist ein verdamntes holländisches Grenzzeichen, — sagte er, — was diese Blauhosen und Rothröcke da aufbauen, uns auf ewig von dem weiten, schönen Frankreich zu trennen, unter dessen Fahnen man wenigstens Ruhm und Avancement zu erwarten hatte.“

Ich dachte an meines armen Vaters Haß gegen die Franzosen, und schwieg; und da wir nun unser Geschick miteinander trugen, liebevoll, herzlich, voll Vertrauen in den Allmächtigen und in einander, ward dieser Knabe geboren. (Fortf. f.)

*Tabo der Heide.

(Fortsetzung.)

Karl erließ nun gleich den Befehl an den Feldhauptmann Luitprand, das Heer gegen den Rhein zu führen, und ging um so lieber darauf ein, da er seiner Krieger in andern Theilen seines weitläufigen Reichs nothwendig bedurfte.

Der Graf Trutmann wurde angewiesen, die Vernehmung aufzuheben und dies bekannt zu machen; eben so beauftragte er seinen Geheimschreiber Eginhard und den Bischof Hadumar, die Bedingungen des Bundes zwischen den Sachsen und Franken abzuschließen. Zum Orte der Verhandlung wurde Selz bestimmt, und übernahm es Wittekind, Westfalen und Sachsen zu einem Landtage dahin einzuladen.

Ehe man aber zusammen komme, möge wegen der Einführung der christlichen Religion berathen werden, und war der Herzog der Sachsen gern damit zufrieden, hierüber mit Frederuna zu verhandeln.

Auf dem Felde, wo zwei Tage lang die Sense des Todes gemäht hatte, wurde jetzt die Hand der Versöhnung gereicht.

Man schaffte die Verwundeten in die benachbarten Häuser, errichtete Zelte, und Frauen und Jungfrauen versammelten sich dort, um die Wunden zu verbinden und Hülfe zu bringen. Die Leichen wurden weggeräumt und Vorräthe herbeigeschafft.

Friedlich gingen und saßen nun Franken, Sachsen, Friesen, Dänen und die mancherlei Krieger, die den fränkischen Fahnen folgten, zusammen, und tranken auf gegenseitige Freundschaft und die erprobte Tapferkeit.

Karl ergriff sein Horn, reichte es Wittekind und sagte: „Friede und treuer Bund bestehn ewig unter allen Völkern deutschen Blutes und Stammes! Fern sei alle Zwietracht, und der Himmel verleihe ihrem Vereine Kraft und Gedeihen!“

„Es sei also!“ erwiderte der Westfale, „und verdammt sei alle Einflüsterung der Welschen.“

Karl unterhielt nun die Anführer von den großen Planen, die er zum Wohl seines Reiches gefaßt, und von den Mitteln, sie auszuführen. Er verhehlte nicht, daß manche Maßregel hart erscheine; aber auch der Himmel brauche den schmetternden Blitz, den verheerenden Sturm, um große Zwecke zu erreichen.

Die Westfalen machten ihm Einwendungen und besonders Wittekind entgegnete, daß man nicht die lebenden Menschen verderben dürfe, um für die Nachkommen ein vielleicht zweifelhaftes Glück zu begründen; aber der König meinte, daß man, um große Zwecke zu erreichen, dergleichen Hindernisse beseitigen müsse.

Karl zog am folgenden Tage mit Hadumar nach Paderborn, wohin ihn eine Schaar ausgewählter Krieger begleitete. Gerührt schieden die beiden großen Männer, und bedeutend war der Eindruck, als beide sich nun die Rechte friedlich drückten. Die Hauptleute führten ihre Schaaren nach verschiedenen Richtungen ab, und Alle freuten sich, mit denen, die ihnen feindlich entgegenstanden, vereint zu kämpfen.

Wittekind versammelte sich die Vorsteher der Hofesverbündungen, um ihre Ansichten über die künftige Vereinigung zu vernehmen; da trat ein junger Mann, Gorodan, auf, bat um das Wort und sagte:

„Das schlan gewählte Wort Bund, der zwischen uns und den Franken bestehen soll, verbirgt nur eine übel verhehlte Ergebung. Wir waren stark und hätten Karl aus unseren Gauen vertrieben, wenn wir nur fest blieben. Wehe über Westfalen, dem listigen Karl gegenüber!“

„Von Unterwürfigkeit ist nicht die Rede,“ entgegnete Wittekind, „warum sollen nicht zwei tapfere Völker sich durch friedlichen Bund ehren, warum nicht vereint desto stärker sein?“

„Wir verlieren unsere Freiheit,“ sagte Gorodan. „Wenn Hermann mit seinen Getreuen in nächtlicher Jagd durch die Nebel der Heide zieht, wird er wehmüthig auf seine entnervten Enkel herabsehen.“

Wittekind. Lächelnd haben die Balthyrien die Tapfern, die in diesen Tagen bluteten, nach Balhalla eingeführt und die Söhne der rothen Erde gezeigt, daß die Thaten der Väter ihnen nicht fremd sind. Laß das also gut sein!

Gorodan. Nein, ich sehe Unterjochung. Was das schneidende Schwert erkämpfte, wird uns in listiger Unterhandlung entrisen. Mit Blut müssen wir unsere Rechte auf den Nacken der besiegten Feinde schreiben, um sie durch schlaue Ränke wieder zu verlieren. Für uns gewährt nur die Waffe Schutz, während andere Völker sie im zweideutigen Worte suchen, was wir unklugerweise immer achten.

Wittekind. Du sollst dem Landtage beiwohnen; mein Schwert sitzt sehr lose in der Scheide, es fahre heraus, wenn Karl nicht will.

„Daran erkenne ich unsern edlen Herzog,“ sagte Gorodan, „wir alle sind bereit zu folgen.“

Dede Stille deckte wieder das Sennfeld. Mancher Hauptmann vermischte unter den Männern des Hofes, die er zum Heerbann geführt, die gefallenen Helden, und eine Thräne der Erinnerung wurde ihnen geweiht. Die Heimkehrenden wurden froh am gastlichen Heerde empfangen, und das Kriegesgeschrei verhallte in friedlicher Ruhe.

21.

Versammelt hatte Freigraf Trutmann am Dinstage die Wissenden der heiligen Behme und das Gericht eröffnet. Da trat der Fürsprecher des Tabo und des Reveling vor und bat

unter den
ligt wurde

Er hat

Tabo

großen

in un

er ist

Die

also n

sie ge

zu se

Der

den frei

Freigraf

Aufhebu

Befehl

daß

echten

erlau

jüge

für

die

Die

entho

herbeig

Kampfe

Sch

den and

Tab

Lubonis

wollte

der Pf

tig zu

aber er

So ma

zurück

sich do

geneigt

Ad

immer

nender

Ewigke

Al

dem ju

jeder

zu sag

entgeg

Schau

nicht.

werden

waren

samm

der m

her

erfahn

zu

nun v

Stun

zu

freuet

der i

zu

der

schid

besser

Gesü

zu

stumm

im

seine

gütig

samm

lichen

unter dem Vorgange des Frohnboten um's Wort, was bewilligt wurde.

Er sprach dann:

Tabo und Neveling wurden verwehmt, weil sie gegen den großen König der Franken sich gerüstet hatten. Friede ist in unsere Gauen zurückgekehrt; Karl ist nicht unser Herr, er ist unser Bundsgenosse.

Die Verwehnten handelten für ihr Vaterland; sie haben also nicht gegen die Gesetze gefehlt und ich trage darauf an, sie gegen den Spruch in den vorigen Stand ihres Rechts zu setzen.

Der Brief Karls wurde verlesen, wornach der Bund mit den freien Bewohnern der Gegend anerkannt wurde, und der Freigraf berieth sich mit den Schöffen. Diese stimmten für die Aufhebung der Acht, und der Frohnbote verkündete nun auf Befehl des Gerichts gegen alle vier Winde des Himmels,

daß Tabo und Neveling aus dem unechten Stand in den echten erhoben worden, daß man ihnen die vier Elemente erlaube, sie in ihre Rechte wieder einseze, ihnen die Vorzüge eines jeden freien Sachsen wieder gewähre, und daß für sie nicht weiter der Dolch der heiligen Behme geschliffen, die Weide des Freischöffens nicht mehr geschürft sein solle.

Die Wissenden freuten sich, einer traurigen Gerechtigkeit enthoben zu sein, die nur die gebeugte Lage des Vaterlandes herbeigerufen hatte, und deren Vollstreckung nur unter bitterem Kampfe im Innern hätte erfolgen können.

Schnell wurde die Kunde durch die Gauen getragen und den anderen Freistühlen mitgetheilt.

Tabo, von seinen Wunden hergestellt, zog mit Neveling, Lubonis und seinen treuen Kriegern nach Pfaffenohr. Hyacinth wollte sich vom Vater nicht trennen, da er ihn noch immer der Pflege sehr bedürftig hielt. Sein Herz zog ihn zwar heftig zu der langentbehrten Mutter, zu der holden Schwester; aber er glaubte, die Neigung der Pflicht nachsetzen zu müssen. So machte sie ihre Reise in mäßigen Strecken, die sie täglich zurücklegten, und wenigleich Tabo auf Eile drang: so fanden sich doch seine Begleiter zur Erfüllung seines Wunsches nicht geneigt.

Adelhilde sahe dem Manne und dem Sohne, zu dem sie immer eine unerklärliche Neigung hingezogen hatte, mit brennender Sehnsucht entgegen und die Stunden zogen sich zur Ewigkeit heraus.

Auch Wälfhilden wurde der Grund ihres Wohlwollens zu dem jungen Manne deutlich, und es klärte sich auf, warum sie jeder Gelegenheit, die sich demselben bot, ihr Etwas über Liebe zu sagen, ausgewichen war. Sie durfte ihm nur als Schwester entgegen kommen; ein anderes Gefühl hatte sie mit geheimen Schauder erfüllt; die Natur sprach, aber Beide verstanden sie nicht. So war ein Verhältniß vermieden, was nur unglücklich werden konnte. Bei der Ankunft der lange ersehnten Gäste waren Alle, die mit dem Hofe in Verbindung standen, versammelt; im festlichen Schmucke kamen sie ihnen entgegen. In der mit Maie gezierter Küche war ein festliches Mahl in reicher Fülle bereitet, und Alle tranken froh auf die Rückkehr des ersehnten Friedens nach dreißigjährigem Hader.

Tabo drückte seine Gattin an seine hohe Brust; er konnte nun wieder ruhig ein- und ausgehen und brauchte nicht in den Stunden der Nacht einige Augenblicke stürmend zu haschen.

Adelhilde drückte den treuen Freunden die harte Hand und freute sich des glücklichen Ausganges des blutigen Kampfes, der ihr kein theures Haupt raubte.

Die Entzückung der Mutter über den gefundenen Sohn, der Schwester über den geliebten Bruder, wage ich nicht zu schildern, meine gefühlvollen Leserinnen mögen sich die Scene besser ausmalen, als ich es verstehe. Die Feder ist für das Gefühl zu schwach.

Bei dem biederem Wolfram zeigte sich die Freude in einer summen Thräne, die über seine Wangen rollte. Schweigend im Vollgefühl inniger Nührung drückte er seinem Herrn und seinem Sohne die Hand und begrüßte jeden Krieger, den ein gütiges Geschick zurückgeführt hatte.

„All laß Wittekind!“ tönte es bei der männlichen Versammlung und der Jubel hallte an der hohen Decke der wirthlichen Küche; man pries die gefallenen Helden, sie mochten zum

christlichen Himmel oder nach Walhalla gekommen sein, und das Kreuz und die von den Deutschen verehrte Mistel gatteten sich in sonderbarer Vermischung im Munde der Anwesenden.

Werdmar spannte die Saiten seiner Harfe, und ergoß sich zum Lobe des Thor, der die Feinde mit seinem Streithammer niederschlage und seinen Bekennern den Sieg verleihe.

„Ich fürchte, du singst bald zum Lobe der Jungfrau und ihres Kindes,“ sagte lächelnd Tabo, „das gibt andere Weisen.“

„Bringt ihr uns nichts anderes?“ fragte der Barde; das ist kein Gegenstand meines stürmischen Liedes; daran mögen sich Knaben ergötzen.“

„Nun, du wirst sehen,“ erwiderte Tabo, „daß auch dieser Gegenstand Begeisterung gewähren kann.“

„Wollen sehen, und bis dahin noch singen nach der Weise der Väter.“

Wardofried stand schüchtern von der jauchzenden Menge entfernt. „Herischlig!“ murmelte einer zwischen den Zähnen, um mit dieser damals üblichen Benennung anzudeuten, daß er dem Heerbanne nicht gefolgt sei.

Tabo ging auf ihn zu. „Du bist nicht mit uns gewesen,“ redete er ihn an; „ich ehre deine Gründe. Du gabst früher ehrende Beweise deines Muthes, du kämpfstest treu und muthig; es ist also nicht Furcht, was dich zurückhielt. Du wärest doch mit uns gegangen, wenn das Vaterland in Gefahr gewesen wäre? Jetzt waren Männer genug da. Aber die Strafe trifft dich, und bei der nächsten Versammlung magst du dich verantworten.“

„Ich kann es gleich,“ sagte Wardofried.

„Ist nicht nöthig,“ sagte der Hofeschulz, „wir kennen dich, komm in unsere Reihen, du warst immer brav. Die Strafe aber mußt du zahlen, das Gesetz können wir nicht brechen.“

Und Wardofried nahte sich den Kriegern. Ihr erranget ohne mich den Sieg und darum beneide ich Euch. Kommt wieder ein Zug: so gebt mir den vordersten Platz.“

Hyacinth drückte ihm freundlich die Hand. „Nicht immer betrachtete ich dich mit friedlicher Gesinnung, ich fürchtete den Nebenbuhler,“ redete er ihn an. „Jetzt bist du mir um so werther.“

Wardofried bat um seine Liebe als Bruder, und erhielt die Versicherung, daß er keinen lieber dazu annehme, als ihn.

Als die Lagerstätte die Trunkenen und Schlafenden aufgenommen, zog sich Tabo mit Adelshilden zurück. Hier entdeckte sie ihm die Liebe Wardofrieds zu Wälfhilden; sie erhielt indeß zur Antwort, daß die Gemeinde erst über ihn wegen seines Zurückbleibens zu Gericht sitzen müsse und er dann seinen Entschluß näher erklären werde. (Fortf.)

Buntes.

— Das in der Elberf. Zeit. mitgetheilte Gesuch aus 13 Städten der Rheinprovinz, betreffend den holländisch-belgischen Handelsvertrag vom 29. Juli 1846 in seinen Wirkungen auf den Zollverein, eingereicht dem Staats- und Finanz-Minister, Herrn v. Duesberg, Excellenz, „gedenkt auch des Kohlenbergbaues, als eines für die Rheinprovinz wichtigen und auch namentlich bei der Exportation nach Holland in Betracht kommenden Betriebszweiges“, und erwähnt, „daß der Bergbau auf Steinkohlen in Belgien nur 5% von der Netto-Ausbeute, in Preußen aber — mit Ausnahme der links-rheinischen Landestheile — 10% von dem Brutto-Ertrage zu zahlen habe.“ Wir können diese Angabe noch dahin berichtigen, daß die Abgaben zu der Zehnt-Bergamts- und Knappschafts-Kasse, anderer Abgaben nicht zu gedenken, mehr als 10%, nämlich von jedem Scheffel der verkauften Kohlen, per Scheffel zu 4 Sgr. gerechnet, 6²¹/₃₀₀ Pf. betragen, so daß eine Steinkohlenzeche, welche 100,000 Scheffel Kohlen zu 4 Sgr. per Scheffel verkauft, was eine Summe von 13,333 Thlr. 10 Sgr. ausmacht, eine Abgabe von 1,571 Thlr. 22 Sgr. 9¹/₂ Pf. zu entrichten hat. Der Zehnte von einem zu 4 Sgr. verkauften Scheffel Kohlen beträgt nur 4¹/₂ Pf.; die wirkliche Abgabe davon ist aber 6²¹/₃₀₀ Pf. Daraus folgt, daß, wie in dem oben angeführten Gesuche nachgewiesen worden, die Ruhrzechen mit den

belgischen Steinkohlenzechen auf dem holländischen Markte um so weniger konkurriren können, als letztere auch noch andere, darin namhaft gemachte Begünstigungen genießen, weshalb auch die Exportation von Seiten der Ruhrzechen nach Holland, welche im Jahre 1837 noch 4,104,000 Ztr. betrug in 1845 auf 2,340,930 Ztr. gesunken ist, also eine Abnahme von 1,763,070 Ztr., im Werthe von beiläufig 400,000 Thln., erlitten hat.

— (Die Bergwerke von Idria.) Es ist ein sehr bedeutendes und nachtheiliges Ereigniß für den Quecksilber-Handel, daß das berühmte Quecksilber-Bergwerk zu Idria gegenwärtig im Feuer steht. Idria war, nächst Almaden in Spanien, bisher der bedeutendste Punkt, welcher dieses vielfach nützlich und nöthige Metall in den Handel brachte; denn die Produktion der rheinischen Pfalz und einiger anderen Lokalitäten, welche Quecksilber liefern, ist ganz untergeordnet. Auch das Quecksilber, welches China in der neueren Zeit auf den europäischen Markt gebracht hat, ist bisher in der Qualität zu unbedeutend gewesen, als daß es einen Einfluß auf die so sehr gesteigerten Preise hätte ausüben können. Idria wird hoffentlich durch jenes traurige Ereigniß nicht ganz zum Erliegen kommen, aber wohl ohne Zweifel wird dadurch seine Produktion auf längere Zeit bedeutend beschränkt werden. Es ist nicht das erste Mal, daß dieses Bergwerk eine solche Katastrophe erlebt. Die Gruben von Idria besitzen eine große Neigung zur Selbstentzündung, wozu die geschwefelten Erze (Zinnüber und Schwefelkies) und der Bitumengehalt der Schiefer, worin die Erze vorkommen, die Veranlassung geben. Im Jahre 1803 war die Grube schon einmal von einem Brande ergriffen worden, welcher ebenfalls, wie auch jetzt, die Zimmerung ergriffen und den Zusammensturz der ganzen Grube zu bewirken bedroht hatte. Augenblicklich angeordnete und mit großer Lebensgefahr ausgeführte Verdrämmungen, wobei sich die Quecksilber-Dämpfe an den Körper der Arbeiter niederschlugen und verdichteten, hatten bereits zu den gerechten Hoffnungen Anlaß gegeben, das Feuer zu ersticken, als durch ein unglückliches Mißverständnis die Verdrämmungen wieder weggerissen wurden und dem Feuer dadurch Gelegenheit gegeben ward, mit neuer Wuth hervorzubrechen. Als man den Irrthum gewahrte, war es schon zu spät, um auf dieselbe Weise die Grube zu retten. In diesem kritischen Zeitpunkte ergriff man das allerdings sehr gefährliche Mittel, die Grube zu ersäufen, welches auch diesmal wieder zur Anwendung gebracht werden soll. Es war damals die Schachtzimmerung noch nicht von den Flammen ergriffen gewesen und man leitete das Wasser der Idria in den Theresien-Schacht. Die erwartete Explosion blieb natürlich nicht aus, sobald das Wasser aus dem Tiefsten bis zum eigentlichen Sitz des Feuers in die Höhe gestiegen war — eine Explosion, die so heftig wirkte, daß die Gebäude über Tage in der Nähe des Schachte zusammengeworfen wurden. Die Grube wurde zwar gerettet, aber das Ereigniß ist ihr doch sehr nachtheilig geworden: viele Zusammenstürzungen der Baue in den besten Anbrüchen hatten Statt gefunden. Eine große Menge regulinisches Quecksilber, welches man nach dem Brande aus dem Tiefsten der Grube gewann, wo es sich vermöge seines spezifischen Gewichtes, und weil die Strecken nach den Schächten zu geneigt geführt sind, angesammelt hatte, war die traurige Frucht eines Ereignisses, welches der Grube sehr bedeutenden Nachtheil gebracht hatte. (R. 3.)

— Das vor zwei Jahren fast gänzlich abgebrannte und noch nicht vollkommen wieder aufgebaute Städtchen Breckersfeld ist am 18. d. M. abermals von einem Brandunglücke heimgesucht worden. Die Anzahl der in Asche gelegten Häuser beläuft sich auf 19. Das Entstehen des Feuers ist noch unbekannt.

— Die Direktion der sächsisch-bairischen Eisenbahn hat die Fracht auf Mehl, Getreide und Kartoffeln freiwillig um 25 Prozent herabgesetzt.

— Einige Blätter haben das Zustandekommen des statistischen Vereins durchaus als unmöglich darzustellen versucht; wir sind in dem glücklichen Falle, erklären zu können, daß seine Konstituierung als nahe bevorstehend angesehen werden darf. Wenn in Berlin sich auch bisher nur etwa 60 Theilnehmer gefunden haben, so hat das Projekt im deutschen Auslande und in den preussischen Provinzen so viel Anklang gefunden, daß an einer gedeihlichen Fortentwicklung kaum mehr zu zweifeln ist. Die projektirte Monatschrift wird zu Neujahr gewiß erscheinen, und wenn ein Redaktionskomité bisher noch nicht definitiv zusammengetreten ist, so sind für die ersten Hefte doch schon interessante Vorarbeiten gemacht worden. (Mgd. 3.)

— Der Plan des Prinzen Ludwig Napoleon, die Erdenge von Panama zu durchstechen und den Stillen mit dem Atlantischen Ozean zu verbinden, ist kürzlich von Herrn Professor Ritter in der geographischen Gesellschaft zu Berlin zur Sprache gebracht und mit vielen interessanten Bemerkungen über die Entstehung dieses Planes während der Gefangenschaft des Prinzen im Ham begleitet worden. Privatnachrichten zufolge, die Ritter aus London, dem gegenwärtigen Aufenthaltsort des Prinzen, erhalten, denkt sich Ludwig Napoleon bald nach Zentralamerika zu begeben, um das großartige Unternehmen selbst zu leiten.

— Die von der großherzogl. badischen Regierung in Belgien und Holland angekauften fünfunddreißigtausend badische Malter Weizen und Roggen sind bereits im Hafen zu Mannheim angekommen, um in den dazu hergerichteten Speichern zu Mosbach, Mannheim, Bruchsal, Durlach, Offenburg, Emmendingen, Freiburg, Müllheim und Lörrach gelagert zu werden. Die Regierung wird größere Quantitäten dieses Kornes auf den bedeutendsten Fruchtmarkten ausstellen. Aus dem Seekreise ist die erfreuliche Nachricht eingetroffen, daß dort kein Mangel an Früchten zu befürchten ist.

— Am 11. November ward zu Leipzig in der seit 1842 gebräuchlichen Weise der Geburtstag Schillers festlich begangen — ein Gedekfest, welches durch die ungemein große Theilnahme des Gesamtpublikums an den vom Schillerverein ausgehenden Veranstaltungen von Jahr zu Jahr entschiedener zum Volksfest sich gestaltet.

— Der „Aachener Zeitung“ zufolge hätte das k. preuss. General-Post-Amt Einleitungen getroffen, einen deutschen Postverein ins Leben zu rufen, der zunächst eine Vereinigung sämtlicher deutschen Staaten zur Erhebung eines gleichen ermäßigten Briefportofages für ganz Deutschland bezweckte. Als Haupthinderniß würde diesem Unternehmen die bisher gebräuchliche Praxis entgegentreten, nach welcher das Interesse des Fiskus in den einzelnen deutschen Ländern den Ueberschuß des Postwesens als einen nicht entbehrlichen Theil der Staatseinnahme betrachtet.

— Reisende aus Rotterdam berichten, daß Frucht-Vorräthe aller Art bis ins Außerordentliche in den holländischen Häfen sich angesammelt haben, des niedrigen Wasserstandes wegen aber nicht eingeführt werden können. Einige Regentage, welche den Rhein schwellen machen, dürften also wohl ein merkliches Sinken des Fruchtpreises mit sich bringen und dem Spiele der Wucherer für den ganzen Winter steuern.

— In Folge der zwischen England und Preußen abgeschlossenen Konvention wird ein einfacher Brief von Preußen nach England und umgekehrt nur 10 Sgr. Porto kosten.

— In Berlin will man einen Verein gegen die deutschen Auswanderer nach Amerika stiften. Wir sind begierig zu erfahren, auf welche Art und Weise dieser Verein seine Wirksamkeit beginnen wird.

Haben die sogenannten Mondwechsel oder Mondphasen Einfluß auf die Veränderung des Wetters?

Das Ergebnis langjähriger, ununterbrochener, vorurtheilsfreier Beobachtungen beantwortet diese Frage mit einem entschiedenen Nein; und befragt man die Wissenschaft, oder betrachtet und bedenkt man die Sache, wie sie wirklich ist und wie sie wirken kann, so erfolgt ebenfalls als Resultat ein entschiedenes Nein! Dilem gegenüber hört man bei uns noch fast allgemein von Leuten, welche noch nicht gelernt haben, ein freies, unbestechliches Augenmerk auf sich selbst und ihre Umgebung zu richten, die Behauptung aussprechen, daß mit dem Neumond, Voll-

mond, der
werde, un
ihres Lebe
Andere.
Leute erin
Mond, wo
Stüße le
der dem C
halm! A
sprechen, i
das Bett
des Mond
an den i
die vier
verändert
gerade de
hartnädig
oder zwei
so soll d
wesen sei
nahme g
ebenfalls
20 Tage
aber nicht
Tage na
kann, nie
lich — di
meiner
eines Je
des Bett
fahung
überseits
denn 28
mehr, A
derses I
ändern I
daß noch
nungen,
gleiche I
die gerie
anderes
streckend
Jahrhun
daß auch
ebenfalls
Tage zu
Artikels
sie aber
so könne
der Mond
Die Er
Schwun
stehen
muß; w
deutend
Anziehu
bedeuten
er aber
auf die
nen W
dieses
Sekund
seine W
ohne al
Mond
um ein
weiter
er auch
Näheru
der, al
ziehung
fehrt,
wieder
selbe o
Mond
dasselbe
bleibt
und da
für ein
ein Ja
nicht a
gewese
Welt,
beliebi
samen
vorher
für ei
sollte
zeugt
offenb
denn
in ihr

mond, dem ersten und dem letzten Viertel das Wetter sich ändern werde, und besonders noch von solchen Leuten, die den größten Theil ihres Lebens im Freien zubringen, wie Hirten, Bauern, Gärtner und Andere. Diese Behauptung ließe man sich schon gefallen, denn diese Leute erwarten dann nur eine Veränderung der Witterung durch den Mond, wenn diese besonders wünschenswerth ist; und an welche geringe Stütze lehnen wir Menschen so häufig unsere Hoffnung! greift doch der dem Ertrinken nahe Unglückliche nach einem schwimmenden Strohhalm! Aber man hört auch fast eben so häufig die Behauptung ausgesprochen, daß mit Eintritt des vollen Mondes, des ersten Viertels u. s. w. das Wetter sich geändert hat, und daß diese Aenderung eine Wirkung des Mondlichtes gewesen sei! Es ist freilich richtig, daß das Wetter an den vier oder auch fünf Tagen des Kalendermonates, in welchen die vier Veränderungen des Mondlichtes sich ereignen, sehr häufig sich verändert hat; aber braucht denn an dieser zufälligen Veränderung gerade der Mond Schuld gewesen zu sein? Man geht jedoch in seiner hartnäckigen Annahme noch weiter: ändert sich das Wetter z. B. einen oder zwei Tage vor und einen oder zwei Tage nach dem ersten Viertel, so soll doch immer das „erste Viertel“ Ursache der Veränderung gewesen sein; nun, glaubt und spricht man nicht so? Aus dieser Annahme geht aber schon hervor, daß sich das Wetter an 4 Tagen, und ebenfalls auch an 4 mal 2×2 Tagen, zusammengenommen also an 20 Tagen während eines Mondumlaufs ändern kann. Nun sehe ich aber nicht ein, warum der Mond, wenn er zwei Tage vor und zwei Tage nach dem ersten Viertel Veränderungen des Wetters herbeiführen kann, nicht auch drei Tage vorher und nachher sollte — doch so ziemlich — dieselben Wirkungen ausüben können? Ist man aber mit dieser meiner Meinung einverstanden, so bin auch ich mit der Meinung eines Jeden, der da behauptet, daß der Mond auf die Veränderungen des Wetters einwirken könne, recht gern einverstanden, auch die Erfahrung widerspricht dieser Meinung nicht und die Wissenschaft hat ihrerseits auch Nichts dagegen; diese Meinung glaubt aber dann — denn 28 Tage ergibt ja unsere Rechnung schon — und behauptet Nichts mehr, Nichts minder, als daß das Wetter, wenn es doch einmal anderes Wetter werden soll und muß, an jedem Tage eines Monats sich ändern könne. Und so ist es auch, und nicht anders; ich glaube selbst, daß noch niemals, in Beziehung nämlich der Summe aller Erscheinungen, welche das Wetter ausmachen, seit Adams Zeiten zwei völlig gleiche Tage gewesen sein mögen, und so ist es also, freilich auch auf die geringste Kleinigkeit gesehen, seit uralten Zeiten alle und jede Tage anderes Wetter geworden. Hätten wir über ein Jahrtausend sich erstreckende genaue tägliche Wetterbeobachtungen — mehr als über ein Jahrhundert haben wir sie — so würde sicherlich aus diesen sich ergeben, daß auch die wichtigeren, mehr auffallenden Veränderungen des Wetters ebensowohl auf die Tage der Mondscheinveränderung, wie auf alle Tage zwischen denselben eingetreten sind. Die am Eingange unseres Artikels aufgestellte Frage ist also unbedingt zu verneinen; stellen wir sie aber so: Hat der Mond Einfluß auf die Veränderung des Wetters? so können wir mit Bestimmtheit weder ja noch nein antworten. Daß der Mond auf unsere Erde wirkt, wie sollte man das leugnen können? Die Erde zieht den Mond an und hält ihn in seiner Fliet- oder Schwerkraft durch diese Anziehung so gefesselt, daß er ihr nicht entfliehen kann und daß er stets in der ihm angewiesenen Bahn kreisen muß; wie sollte nun der nur fünfzigmal kleinere, also noch immer bedeutend große Mond, da doch von der Masse des Körpers nur seine Anziehung abhängt, nicht ebenfalls anziehend auf die Erde und somit bedeutende Wirkungen hervorbringend seine Kraft äußern können? Daß er aber durch diese Anziehung — auf die unendlich mannigfach verschiedenen Witterungsarten keinen wesentlichen Einfluß ausüben oder gar dieselben verursachen kann, geht auch schon aus seiner bis auf die Sekunde regelmäßig genauen Bewegung und aus dem Umstande, daß seine Masse und mithin auch seine Wirkung stets genau dieselbe bleibt, ohne alle möglichen Einwurfe klar hervor. Allerdings bleibt uns der Mond nicht immer gleich fern, denn bald ist er uns auf seiner Bahn um einige hundert Meilen näher, bald wieder um einige hundert Meilen weiter von uns entfernt, und nach Maßgabe dieser Entfernungen wirkt er auch mehr oder weniger anziehend auf unsere Erde; aber auch dieses Nähern und Entfernen wiederholt sich immer bis auf's Genaueste wieder, also mithin auch die etwas zu- und die etwas abnehmende Anziehung: die Ursache bleibt also entweder regelmäßig dieselbe, oder sie kehrt, auf eine kurze Zeit etwas geschwächt, regelmäßig und genau wieder zu ihrer Kraft zurück; also die Wirkung bleibt auch immer dieselbe oder sie wird doch wieder dieselbe; also müßten wir, sollte der Mond die Ursache des verschiedenen Wetters sein, entweder immer dasselbe Wetter haben, oder es müßte doch, und zwar immer unausbleiblich, in jedem Mondumlaufe stets dasselbe Wetter wiederkehren, und da wäre es in der That eine leichte Sache, nicht nur das Wetter für einen ganzen Monat vorher zu verkünden, und eben so leicht für ein Jahrhundert und nicht schwerer für ein Jahrtausend, ja wir wüßten nicht allein, was es seit der Erschaffung der Welt bis jetzt für Wetter gewesen wäre, sondern wir könnten dasselbe auch bis an's Ende der Welt, also bis dahin, wo unsere Erde oder nur ihre Oberfläche nach beliebig viel anzunehmenden Jahrtausenden einmal wieder eine gewaltsame Umgestaltung oder Veränderung erleiden wird, mit Sicherheit vorherbestimmen. Daß wir dieses aber keinesweges, ja nicht einmal für einen einzigen zukünftigen Tag mit Bestimmtheit vermögen, wer sollte sich von der Wahrheit dieser Aussage nicht schon oftmals überzeugt haben? Andeutungen, daß das Wetter sich ändern werde, müssen offenbar empfunden und auch von uns wohl aufgefaßt werden können, denn wie viele Thiere zeigen uns durch eigenthümliches Benehmen oder in ihren kleinen Verrichtungen durch eigenthümliche Vorsorge, daß sich

das Wetter ändern werde; wenn der Norden wolkenrein und klar ist, und wenn die Sonne klar und feurig untergeht, so können wir für morgen einen heiteren Tag verkünden, und wenn der Rauch, wie man sagt, niederschlägt, so vermuthen wir den baldigen Eintritt eines sogenannten schlechten Wetters u. s. w.; aber was haben alle diese Andeutungen mit dem Monde zu thun? Alle diese Erscheinungen haben sich gewiß schon eben so oft an den Tagen, wo der Mond voll und wo er neu wird, gezeigt, als an jedem Tage zwischen diesen Veränderungen des Wetters sein, sondern wir müssen diese auf der Erde selbst suchen. Aber kann die Sonne, oder können auch die Planeten nicht nach ihrer verschiedenen Stellung ihren Einfluß auf das verschiedene Wetter haben? Daß die Sonne auf unsere Erde überhaupt, und besonders auffallend nach ihrer Stellung zu den verschiedenen Gegenden unserer Erde, z. B. zwischen den Wendekreisen, einen bedeutenden und merkwürdig verschiedenen Einfluß ausübt, das ist Jedermann bekannt; auch ist wohl nicht zu leugnen, daß die übrigen Planeten auch einen Einfluß auf die Vorgänge auf unserer Erde haben; aber alle diese Einflüsse sind bestimmt, sie sind vielleicht Ursache, daß es überhaupt verschiedenes Wetter sein kann; da aber diese Verschiedenheit eine höchst mannigfache ist und keinesweges den Charakter irgend einer Bestimmtheit an sich trägt, so können alle diese Himmelskörper, und so auch der Mond, nicht die Ursachen der Wetterveränderung sein. Aber von dieser ganz bestimmt vorhandenen Einwirkung der Himmelskörper wollen wir ja hier nicht einmal sprechen, sondern es ist nur davon die Rede, ob die verschiedenen Lichtveränderungen des Mondes die verschiedenen Wetterveränderungen veranlassen können? und da müssen wir gestehen, daß er, da er selbst als unleugbar unablässig wirkender Körper hierauf unmöglich zu wirken vermag, am allerwenigsten der Umstand, ob er nach seiner verschiedenen Stellung uns gegenüber so oder so von der Sonne beschienen erscheint, zu der Veränderung des Wetters das Geringste beitragen kann. Nehmen wir endlich einmal an, daß der Mondschein — denn der Mond selbst bleibt ja immer derselbe und also immer gleichwirkend — alle oder auch nur irgend welche Wetterveränderungen verursachen könne, so müssen wir doch zugeben, daß er immer nur so oder so wirken kann, und nicht zu gleicher Zeit hier so, da wieder anders und dort noch anders, denn ein jedes Etwas, was nur einmal wirkt, muß und kann doch nur gerade so wirken, wie es wirkt, und nicht zu gleicher Zeit auch anders, denn dies anzunehmen wäre ja Unsinn. Nun ist es aber an den verschiedenen Orten unserer Erde in den verschiedenen Gegenden bis weit hin nach Nord und Süd, nach Ost und West zu gleicher Zeit sehr mannigfach verschiedenes Wetter, ja zwei nicht einmal weit von einander entfernte Länder, dafern sie nur durch eine bedeutende Grenzscheide, z. B. durch einen bedeutenden Gebirgszug von einander getrennt werden, können zu einer und derselben Zeit sehr verschiedenes Wetter haben; so war, um nur eines aus meiner Erinnerung aufzuführen, in dem ganzen Juli 1827 in Karlsbad und ebenso fast überall in Böhmen der Himmel stets, oder doch nur mit geringer Veränderung, vollkommen heiter; im Norden des Erzgebirges dagegen, in Sachsen, regnete es zu derselben Zeit fast alle Tage, und diese verschiedenen Veränderungen soll doch wohl der Mondschein nicht herbeigeführt haben? Wenn für uns z. B. der Mond voll wird, so wird er auch, unbeachtet, ob er verschieden hoch am Himmel steht, oder ob er für Diefse noch nicht aufgegangen oder ob er für Jene bereits untergegangen ist, für alle Bewohner auf dem ganzen Erdball zu gleicher Zeit voll, und da müßten zu derselben Zeit, da der Mondschein jedesmal nur auf einerlei Weise wirken kann, auch alle Erdbewohner jedesmal dasselbe Wetter haben; das ist aber keinesweges so: also haben auch die Veränderungen des Mondscheins auf die Veränderungen des Wetters keinen Einfluß. Oder wollen wir so eigensüchtig denken und glauben, daß der Mondschein nur für uns anderes und gewöhnlich das Wetter macht, was wir entweder am sehnlichsten herbeiwünschen oder was wir am ängstlichsten fürchten, und nicht auch für andere Menschentinder? Jedoch, was glaubt man nicht Alles auf diesem Erdenrunde! Wenn nach einer frommen Prozeßion am Feste des heiligen Urban anhaltend gutes, d. h. geistliches Wetter eintritt, und eine segensreiche Ernte dadurch vorbereitet wird, so haben das die frommen Gebete veranlaßt, so hat das der heilige Urban gethan. Kurz, der Mondschein kann auf die Veränderung des Wetters keinen Einfluß haben.

Wer niederreißt, sagt man, der muß auch, und wenn auch nur den Versuch dazu machen, wieder aufbauen; ich habe vielleicht manchem Gläubigen seinen Wetterpropheten genommen, oder ihm denselben doch verdächtig gemacht, und da wäre ich also verpflichtet, ihm dafür einen oder einige Stellvertreter an die Hand zu geben; das, meine verehrten Leser, bin ich aber nicht im Stande; auch gibt es nicht einmal einen Stellvertreter, der so wirken könnte, wie man diese Wirkung dem Mondscheine gläubiger Weise andichtet. Ursachen oder wirkende Momente für alle Wettererscheinungen gibt es allerdings und muß es auch geben; aber welche dieses sind oder wie dieselben jedesmal zusammenwirken müssen, um dem Wetter gerade diesen oder jenen Charakter zu geben, das ist noch keinesweges genau ermittelt und wird auch, wenigstens doch theilweise, niemals genau ermittelt werden können. Allerdings wollten wir ja auch hier nicht ein allgemeines Kapitel über verschiedenes Wetter und dessen verschiedene wirkliche oder mutmaßliche Ursachen mit einander besprechen, sondern es sollte hier nur von den Wirkungen des Mondscheins auf die Veränderungen des Wetters die Rede sein, und ich glaube, in diesem Punkte sind wir wohl einig geworden, und werden also fortan übereinstimmend behaupten, daß durch den Mondschein und durch die verschiedenen Veränderungen desselben nicht der geringste Einfluß auf die Verschiedenheit des Wetters ausgeübt worden ist, noch jemals ausgeübt werden kann.

Städtisches.

Siegen, 20. November.

Der Verfasser des 2. Artikels: „Städtisches“ in der Beilage zu Nr. 46 des hiesigen Intelligenz-Blattes äußert sich in ebenso sonderbarer als beleidigender Weise über die seit mehreren Jahren neu gewählten Stadtverordneten und spricht diesen, wenn auch nicht den Willen, doch geradezu die Fähigkeit ab, in dem Maße, wie die früheren, für das Wohl der Stadt thätig sein zu können. Wir Bürger Siegens wissen recht wohl, was die „früheren“ in den Stadtrath geführt, was sie gethan und was sie nicht gethan haben; wir kennen ihre Verdienste und wollen sie nicht schmälern; wir wissen aber auch, daß sie nicht die Einzigen unter den Wählbaren sind, die es mit der Stadt gut meinen und für das Wohl derselben allein wirksam zu sein vermögen. Auch unter dem Mittelstande kann es Leute geben, die in der Leitung städtischer Angelegenheiten gute Einsicht und regen Eifer zeigen, wenn sie auch nicht zu den hochgepriesenen Geldmännern und zu solchen gehören, die sich über „dem Kreise des gewöhnlichen bürgerlichen Berufswissens“ erhaben glauben; auch unter „den tüchtigen Bürgern und Gewerbsleuten“ kann es Solche geben, die in städtischen Sachen mitunter einen ebenso klaren und richtigen Blick haben, als der „intelligente“ Mann des Geldes, und die mit ihrem einfachen, nur auf allgemeine Interessen gerichteten Verstande oftmals in ihrem praktischen Sinne eher das Richtige treffen, als die Hochgebildeten und Ueberlesenden, die manchmal vor lauter Häusern die Stadt nicht sehen. Daß aber auch unter Denen, die sich selbst „eine höhere Bildung“ zuschreiben und sich als würdige Stadtvertreter bezeichnen, Solche nicht fehlen, die in unböflicher Manier über ihre Mitbürger verfallen, und dadurch den großen Mangel einer gediegenen Bildung bezeugen, — davon sind Sie (Ihren Namen wollen wir nicht nennen, obgleich er uns bekannt ist) der einleuchtendste Beweis.

Warum Sie gerade jetzt mit Ihren Bemerkungen auftreten und doch nur über dagewesene Uebelstände klagen können, ist wiederum sehr auffallend, da man sich unwillkürlich fragen muß, woher es denn komme, daß ein Saul schon so lange unter den Propheten gewesen, daß er stillgeschwiegen und nicht mit seiner kräftigen Faust dreingeschlagen habe. Doch in einem Theile stimmen wir Ihnen vollkommen bei, nämlich in Ihrem Wunsche, daß es anders werde.

Hoffentlich wird der gegenwärtige Vorsitz der Stadtverordneten in seinem redlichen Streben, wie bisher, auch ferner beharren und in Allem, was zum Nutzen der Stadt dient, weder einen Saul, noch einen David fürchten.

Mehrere Bürger.

Den Herren Juristen ist jetzt zur Anschaffung einer der wichtigsten Preuß. Rechtsquellen, die **Neue Folge der Entscheidungen des geheimen Ober-Tribunals**, bei Carl Heymann in Berlin, durch eine Ausgabe in **Lieferungen ohne Preiserhöhung** erleichtert. **Der Band in 3 Lieferungen** zu je 25 Sgr. — 1 Thlr. Erschienen: 2 Bände od. 6 Lieferungen; zu beziehen durch F. Schulz in Siegen u. Kogler's Buchhandlung, in Wiesbaden durch die Friedrich'sche Buchhandlung, sowie durch alle anderen Buchhandlungen. (304)

Kurfürstl. Hess. Staats-Anlehen

von 6,725,000 Preuß. Thlr.

Am 1. Dezember findet in Kassel die 3. Verloosung dieses von der Regierung garantierten Staats-Anlehens statt, bei welcher 20 Serien, das sind 500 Obligationen gezogen werden, welche in der darauf folgenden Prämien-Ziehung 500 Gewinne erhalten, als: Thlr. 36,000, 8,000, 4,000, 2,000, 2 à 1,500, 3 à 1,000 u. c. Geringste Prämie 55 Preuß. Thlr. (305)

Für diese wichtige Ziehung kann man sich auf ein Obligations-Loos für 2 Preuß. Thlr. und auf ein halbes für 1 Thlr. bei dem unterzeichneten Handlungshause betheiligen. Plane gratis; pünktliche Einsendung der amtlichen Ziehungsliste wird zugesichert.

Moriz J. Stichel, Banquier in Frankfurt am Main.

N. S. Auf dem Comptoir dieses Blattes kann der Verloosungsplan eingesehen werden.

In der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg ist erschienen, vorrätzig bei F. Schulz in Siegen und Kogler, in Wiesbaden in der Friedrich'schen Buchhandlung, in Koblenz bei Hölcher, in Köln bei Dumont-Schauberg, in Kassel in der Krieger'schen Buchhandlung, sowie in allen Buchhandlungen: (G. Sundh. itshunde.)

Zur Erhaltung der Gesundheit ist als sehr hilfreich jedem Familienvater zur Anschaffung zu empfehlen:

7. verbesserte Aufl. von (500) der besten

Hausarzneimittel

gegen 59 Krankheiten der Menschen, als: Husten, — Schnupfen, — Kopfweh, — Magenschwäche, — Magensäure, — Magenkrampf, — Diarrhöe, — Hämorrhoiden, — Hypochondrie, — trägen Stuhlgang, — Gicht und Rheumatismus, — Engbrüstigkeit, — Schwindel, — Verschleimung, — Harnverhaltung, — Kolik, — Wassersucht, — Strophelkrankheiten, — Augenkrankheiten, — Schwindel, — Taubheit, — Herzklopfen, — Schlaflosigkeit, — Hautausschläge,

nebst allgemeinen Gesundheitsregeln, **die Wunderkräfte des kalten Wassers** und

*Hufeland's Haus- und Reiseapotheke.

8. broch. 189 Seiten. Preis 15 Sgr. = 54 fr.

Ein Rathgeber dieser Art sollte billiger Weise in keinem Hause, in keiner Familie fehlen; man

findet darin die einfachsten und wirksamsten Hausmittel gegen die obigen Krankheiten, womit doch der Eine oder der Andere zu kämpfen hat, oder mindestens durch dieses Buch guten Rath seinen leidenden Mitmenschen geben kann. (306)

Bei C. Bindernagel in Friedberg erscheint und ist durch alle Buchhandlungen (durch F. Schulz und Kogler's Buchhandlung in Siegen, in Wiesbaden durch die Friedrich'sche Buchhandlung) zu beziehen: (307)

Wetterauer Sonntagsblatt,

ein Beitrag zur

Beförderung des Reiches Gottes.

(Zweiter Jahrgang.)

Preis des Semesters 8 Sgr. — 24 fr.

Es erscheinen in diesem — für jetzt alle 14 Tage erscheinendem — Blatte kleinere, erbauliche Aufsätze, Gedichte, Auszüge aus Schriften, deren immer allgemeinere Verbreitung die Tendenz des Blattes wünschenswerth macht. — Die Zeitereignisse auf kirchlichem Gebiete werden nicht referirt, doch wird hin und wieder zum Verständniß und zur Beurtheilung von Zeitfragen ein angemessenes Wort gesagt. — Die Darstellung ist populär. Alles Geringfügige, Spöttelnde, namentlich alles verächtlich Berlegendes gegen abweichende Richtungen in der evangelischen Kirche oder andere Religionsgenossen ist aus dem Blatte verbannt. Das wahre Christenthum führt und ehrt nur reine Waffen.

Bei F. Schulz in Siegen und Kogler's Buchhandlung, so wie in allen guten Buchhandlungen ist jetzt vorrätzig: (308)

Neuester Preuß. National-Kalender für 1847.

(Danzig, Verlag der Gerhard'schen Buchhandlung)

Ausgabe in 4. oder 8. Preis 12 1/2 Sgr.

Ausgabe in 4. mit Beiwagen 22 1/2 Sgr.

und erhält jeder Käufer ein vorzüglich schönes Genre-Bild und zwar von zweien eins nach eigener Wahl.

Durchaus praktisch-nützlicher Inhalt und vorzügliche Schönheit der Prämien zeichnen diesen Kalender, der für 1847 bereits im 7. Jahrgang erscheint, vor allen andern rühmlichst aus!

Bermischtes.

Dem Joh. Dechelhäuser zu Siegen ist unter dem 15. November 1846 ein Patent auf eine Vorrichtung an Lokomotiven zum Befahren stark ansteigender Eisenbahnen, in der durch Zeichnung und Beschreibung nachgewiesenen Zusammenfassung auf 8 Jahre, von jenem Tage an gerechnet, und für den Umfang des Preuß. Staats erteilt worden.

Course der Geldsorten

am 20. November.

	1/2	1/4
Carolin	6	10
Ausländische Pistolen	5	18 1/2
Friedrichsd'or	5	20
Holländische Zehnguldenstücke	5	20 1/2
Napoleonsd'or (Zwanzigfrankstück)	5	13 1/2
Kranzösische Kronenthaler	1	16 3/4
Brabanter Kronenthaler	1	16
" " halbe	—	22 1/2
" " viertel	11	1/2
Fünfkrantenthaler	1	10

Nebst einer literarischen Beilage von Ferdinand Schulz.